

SWR2 Essay

Kummerkunde - Kummerhunde

Ein Versuch über Liebe, Hunde und Kundera

Von Martin Becker

Sendung: Montag, 26. Juni 2017

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Nicole Paulsen

Produktion: SWR 2017

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.

Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Bestellungen per E-Mail: SWR2Mitschnitt@swr.de

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

KUMMERKUNDE KUMMERHUNDE

Ein Versuch über Liebe, Hunde und Kundera

Es ist also Nacht. Wir stehen am geöffneten Fenster und schauen über den Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks. Die können wir zwar nicht sehen, es ist schließlich dunkel, aber wir stellen sie uns vor. Grau, verwittert, an sich nicht der Rede wert, aber doch ein konstanter Starrpunkt, den es in bestimmten Zeiten braucht.

Es ist einige Tage, einige Wochen, einige Monate her, da haben wir diesen vermeintlich großen Menschen getroffen, der unser vermeintlich kleines Leben auf den Kopf gestellt hat. Wir sind verliebt und wissen nicht, was wir tun sollen. Gründe für die Verzweiflung? Suchen wir uns einen aus, es gibt mehr als genug. Nehmen wir zu Anfang dieser Starrskizzen bei Nacht das altbewährte Unglücksmuster: Der Mensch, den wir da lieben, will uns nicht. Nicht ganz. Oder aber, er will uns erst dann, wenn wir ihn nicht mehr wollen. Und so weiter, und so weiter. Wir glotzen nächtens auf die Mauer, die wir nicht sehen, bis irgendwann keiner mehr was will. Am Ende bleibt nur noch das Kännchen Kummer übrig, von dem wir morgens für eine Weile müde eine Tasse trinken wie zum Trost. Bis zum nächsten Mal, bis zur nächsten Nacht.

Das ist doch ein Anfang:

Liebe, Kummer, Trost.

Treiben wir das Spiel, weil es alle Merkmale der Melancholie, der phlegmatischen Spielkameradin der Leidenschaft, erfüllt, auf die Spitze:

Es ist Nacht, wir schauen auf die Mauer und sind ratlos. Und jetzt, genau jetzt, setzt ein Regenschauer ein, wie oft am Ende des Sommers. Wir seufzen bei diesem Geräusch, der Regen trifft rhythmisch auf die noch grünen Blätter. Wir halten unsere Hand aus dem Fenster, und stellen uns vor, dass das keine Regentropfen sind, sondern Tränen, die unsere Haut benetzen. Dass der Himmel mit uns weint.

Okay, das reicht. Echt.

Das ist der Punkt, an dem wir uns selbst lächerlich finden. In diesem Augenblick, wenn wir über uns und über die vermeintlich winzigen Tränen und den vermeintlich großen Menschen lachen müssen, der unser vermeintlich kleines Leben über den Haufen geworfen hat, genau in diesem Moment, fühlen wir sie: die unerträgliche Leichtigkeit des Kummers.

...

Diese ganze Geschichte mit dem Hof und der Mauer ist ein ganz alter Hut. Milan Kundera hat die Szene beschrieben, 1984. Sein Buch, Sie wissen, wie es heißt, erzählt von der Intensität, den Widersprüchen, den Sinnlosigkeiten der Liebe. Von

zwei Menschen, die ohneeinander nicht können, miteinander aber erst recht nicht. Die Gründe: vielfältig, aber das hatten wir ja schon.

Soll ich trotzdem nochmal erzählen?

Da gibt es Tomas, Prager Klinikarzt, der ein ausgeklügeltes System aus Affären verwaltet, für das es eigentlich einen Sekretär brauchte. Und es gibt Teresa, Serviererin aus einer böhmischen Kleinstadt, die er eines Tages mit „Anna Karenina“ unter dem Arm auf der Parkbank sitzen sieht. Merken wir uns den alten Russen, er wird noch eine Rolle spielen. Jedenfalls: Drei Wochen nach der ersten Begegnung steht dieser Tomas am Fenster, schaut auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks und überlegt, ob er Teresa zu sich holen soll. Dann würde sein Leben für immer anders sein. Oder meldet er sich einfach nicht mehr bei ihr? Dann würde er den größten und schönsten Moment seines Lebens verleugnen, den nämlich, in dem er, so sagt es der Roman, eine „unerklärliche Liebe“ für diese Frau empfunden hat, die ihm plötzlich vorkam wie ein „Kind, das jemand in ein pechbestrichenes Körbchen gelegt und auf dem Fluß ausgesetzt hatte, damit er es am Ufer seines Bettes barg.“

Aber was spricht gegen Verleugnen?

Bringen wir die Geschichte des Romans an dieser Stelle kurz hinter uns, Tomas holt Teresa zu sich, die ganze Sache funktioniert hinten und vorne nicht, die beiden lieben sich wie im Wahn, sie schaffen sich einen Hund an, Liebe braucht Symbole. Zu allem Überflus nennen sie ihn Karenin, und am Ende, das ist eine schriftstellerische Schweinerei sondergleichen, lässt Kundera Karenin erbärmlich sterben, mit einem Lächeln auf den Lippen, was alles noch schlimmer macht, und diese verdammten Seiten des Buchs, ich gebe das zu, lese ich bis heute immer unter Tränen. Denn damit ist ein Ort jenseits des Kummers erreicht, ein Punkt, von dem aus es keine Rückkehr mehr gibt... Mit dem Hund stirbt die Liebe, endgültig, für immer, unabwendbar, und man kann noch nicht mal mehr am Fenster stehen und auf Mauern starren und sich sehnsüchtig Regen herbeiwünschen.

Aber was zerre ich wie ein übermütiger Hund sein zerfleddertes und zersabbertes Lieblingsspielzeug einen Kitschroman aus meinem Körbchen? Was hat das mit mir, was hat das mit: UNS zu tun? Sagt uns das überhaupt noch etwas?

Schreiben wir heute nicht lieber gleich bei Facebook, dass wir gerade am Fenster stehen und Liebeskummer haben? Teilen wir diesen Kummer nicht rasch mit der Welt, damit die Welt uns Trost zurückteilt? Lassen wir uns den Kummer nicht aus dem Schädel therapieren und aus den Lenden tindern, damit wir gar nicht erst in die Verlegenheit kommen, sterbende Hunde beerdigen zu müssen? Machen wir einer Liebesgeschichte nicht lieber schnell ein Ende, weil wir keine Zeit mehr haben für Techtelmechtel und Lebenszeitverschwendung, die zu keinem Resultat, jedenfalls nicht zum Absoluten, zum Einmaligen, auf keinen Fall zur besten aller möglichen Lieben führen?

Das Schlimme, das Schöne, das Tröstende, das Wichtige: Wir stehen trotz all dieser Vorrichtungen und Hilfsgestelle noch immer hilflos da, in der Nacht, und halten die

Tropfen auf unserer Hand für Tränen. Nichts hat sich geändert, seit Milan Kundera mit Tomas und Teresa Archetypen der Bindungsunfähigkeit aufeinander losließ, die am Ende nur tot im Graben liegen können, immerhin vereint, so viel Gnade hat Kundera dann doch übrig für die Liebenden.

Was heißt hier, nichts hat sich geändert? Es ist eher noch schlimmer geworden. Komplexer, unübersichtlicher, unberechenbarer. Liebe kann hartes Brot sein. Die Kundera'sche Kummerkunde ist nicht obsolet geworden in den letzten 33 Jahren, im Gegenteil: In unseren nervösen Zeiten ist sie so aktuell wie nie. Ist das Tomas-Teresa-Prinzip nicht das, was die moderne Paartherapie als „Benching“ bezeichnet? Man schiebt eine Entscheidung auf die lange Bank, man trifft sich immer wieder, aber bitte nicht zu oft, man kommt sich näher, aber bitte nicht zu nah, man wird verbindlich, aber möglichst unverbindlich? Ist nicht gerade der Liebeskummer, das schwerste Gewicht der Zuneigung, längst im Zeitalter des Maybetums zur konstanten Raumtemperatur, zum Dauerzustand geworden? Haben wir uns nicht so an den Kummer gewöhnt, dass er seine unendliche Schwere verloren und uns geradezu leicht gemacht hat, leichter als Luft...?

So viele Fragen, zu viele Fragen. Und wir hören die Gegenfragen schon ungeduldig an die Tür brollern: Zerredet man Liebe nicht genau so? Sollten nicht, um es mit Onkel Václav Havel zu sagen, Wahrheit und Liebe siegen über Lüge und Hass? Liegen wir nicht einfach viel zu oft auf der Couch des Theoretischen, anstatt die Liebe sein zu lassen, wie sie ist?

Nun ja.

Wovon reden wir, wenn wir von Liebe reden? Von Liebe reden, heisst Ich sagen. (Das muss mir nicht peinlich sein, das haben Andere schon vor mir gemacht.)

Ich sitze also am Fenster, während die Nacht kommt und die Begrenzungsmauer zum Nachbargrundstück verführerisch schimmert. Ich bin Mitte 30, gerade jetzt, etwas älter als Kunderas Unerträgliche Leichtigkeit, ich bin männlich...

Und ich bin voll von Vorwürfen an vergangene und kommende Liebespartnerinnen, weil sie immer alles so kompliziert machen mussten, werden machen müssen, weil das mit der Liebe nicht einfach mal einfach sein kann, was ist da los?, die Generationen vor uns konnten das doch auch, oder etwa nicht? Meine Generation: Ich kann sie nicht leiden, die Bindungsunfähigen und Ängstlichen, die Zweifler und Zauderer, die ständig Suchenden und niemals Zufriedenen.

Wahrscheinlich aber bin ich selbst das desolateste Anschauungsobjekt dieser Generation. Alle Versuche, eine Ordnung in mein sogenanntes Beziehungsleben zu bringen, scheitern seit Jahren auf hohem Niveau. Ich ertrage das Alleinsein nicht. Ich will den Anderen ganz und gar. Erst, wenn ich aufgebe, wenn ich keine Kraft mehr habe, wenn der Druck weicht und ich *nichts* mehr will – dann kann sich der Andere vorstellen, es zumindest zu probieren mit mir. Falsches Timing als Prinzip. Ich stürze fahrlässig von einer Krise in die nächste, wandere rast- wie ratlos umher zwischen den verschiedenen Verliebtheiten, Verschossenheiten, die ich alle für einmalig, für

kosmisch, für nicht wiederholbar halte – nur hält es mich an keinem Ort. „Das Leben ist anderswo“, noch so ein Buchtitel, noch einer von Kundera, und er taugt zum provisorischen Lebensmotto. *Unbehaustheit* ist das Wort, das mir immer wieder in den Sinn kommt, wenn ich über mich selbst nachdenke. Ich suche die Liebe und stehe am Ende doch nur wieder auf der Straße. In Manhattan vor einigen Jahren, eine Frau, für die ich sieben Stunden furchtbare Flugangst über mich hatte ergehen lassen... sie setzte mich nach zwei Tagen vor die Tür und in den New Yorker Regen... mit einigen dünnen Worten des Bedauerns. Ich, der begossene Pudel, ich, der Kummerhund, ich fühlte mich so traurig wie unerträglich leicht. Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus. Franz Schubert auf den Kopfhörern in einem Diner in Manhattan, irgendwann in einem kalten Herbst. Geht es noch ein bisschen kitschiger? Kaum.

Jetzt also bin ich im Anekdotischen angelangt, das hilft weiter. Ich suche nach der Geschichte, die ich mir selbst erzählen, die ich von mir selbst erzählen kann, wenn die Liebe gescheitert ist, mal wieder. Sinnstiftung. Ich versuche, Muster auszumachen, den Fehler im System zu finden, die Wiederholung. Matt Elliott, mit seiner Musik ganz oben auf meiner Kummerplaylist, singt über gebrochene Herzen, eigentlich immer. In einem Interview bezeichnete er sich als Kummerjunkie. Und so geht es mir auch. Drama als Dauerzustand, das Gefühl, der Wunsch?, dass in jeder beginnenden Liebesgeschichte das Scheitern schon enthalten sei. Was mir bleibt, ist die Sehnsucht, dass es eines Tages doch ein gutes Ende nehme. Sehnen und Suchen und Sucht.

Scheiternde Bindungen als Lebens-, Schreib- und Leidensthema schlechthin? Gedankenverloren oszillierend zwischen Neuliebeshokabeln wie Benching, Ghosting, Mingle? Im Augenblick schon. So geht es mir. Das Beruhigende ist, dass ich damit eben nicht allein bin, dass es mindestens meiner Generation so geht, und der Generation danach sowieso.

So.

Genug Subjektives.

Wie wollen wir lieben in einer Zeit, in der alles endlos „Maybe“ zu sein scheint? Wo Tocotronic „im Zweifel für den Zweifel“ plädiert? Oder AnnenMayKantereit ein ganzes Album mit dem Titel „Alles nix Konkretes“ aufnimmt und damit Erfolge feiert?

Der Versuch, den ich unternehmen möchte, klingt im ersten Moment lieblos. Ich will mich der Liebe der Gegenwart, der Verliebtheit und ihrer Konsequenzen, in fünf Schritten nähern, und zwar ausgerechnet in fünf stark vereinfachten Phasen des Liebeskummers: Phase eins, die Vorahnung. Phase zwei, der Schock. Phase drei, der Kampf. Phase vier, die Wut. Phase fünf, das Leben danach.

Ich komme darauf zurück.

Ich gehe also davon aus, dass jedem Anfang schon ein Kummer innewohnt. Diese Idee ist gar nicht so abwegig, wie sie im ersten Moment erscheint. Warum auch nicht,

sagt der pessimistisch gewordene Gegenwartsliebende, Scheitern als Chance, Chance zum Scheitern, für niemanden gilt das doch so sehr wie für chronisch kummervielgeliebte Liebeskummerlinge. Wie mich. Wie uns. Eine Kummerkunde schreiben, die immer wieder bei den Kummerhunden landet, siehe Karenin, und schließlich verharrt in der Tierwelt, um nach aufstoßenden Nachtigallen zu suchen...

Kummerhunde?

Ein Hund ist immer gut zur Ablenkung, bevor die Dinge zu ernst oder zu behäbig oder zu viel werden. Ich werde also Karenin von Zeit zu Zeit ins Spiel bringen. Wenn also geradezu ohne jeden Zweck ein Hund durchs Bild dieser Kummerkunde wedelt, tut das dem Erkenntnisgewinn keinen Abbruch. Also, was macht eigentlich Karenin?

Am Anfang von „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ bringt ihn Tomas Teresa nach Hause. Der Vater ein Schäferhund, die Mutter eine Bernhardiner-Dame, und so sieht Karenin auch aus. Teresa nimmt den Welpen verzückt auf den Arm – und bekommt auf der Stelle die Bluse vollgepinkelt. Tomas und Teresa nennen ihn Karenin, obwohl der Hund ein Mädchen ist. Denn Teresa hat ihren Tolstoi unter dem Arm, als sie zu Tomas nach Prag kommt und nicht mehr geht, nie wieder weggeht. Dass das Hundegeschenk ursprünglich dem billigen Zweck dient, Teresas berechnete Eifersuchtsqualen zu lindern, führt an dieser Stelle eigentlich schon zu weit. Vielen Dank zunächst an den Hund, kommen wir wieder zur Sache:

Es ist also Nacht. Und ich sage wieder Ich, weil man Liebesgeschichten niemals nur erfinden kann. Ich stehe am geöffneten Fenster und starre über den Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks. Was ist mit mir los? Was ist mir passiert? Und warum passiert es mir so oft? Habe ich mir nicht letzte Woche, verdammt nochmal, geschworen, dass ich allein glücklich bin, dass ich nie wieder Schnaps trinken werde, wenn ich nicht schlafen kann, dass ich nie wieder eine Zigarette rauchen will spät nachts, dass ich mir nicht den Schädel zermartern werde wegen eines anderen Menschen, den ich doch noch überhaupt nicht kenne?

Dieser Mensch, nennen wir ihn einfach X, ist mir – sagen wir mal - in einer Bar begegnet, das klingt schön unverfänglich. Und dann haben wir uns unterhalten. Und dann haben wir getrunken und geredet. Und dann haben wir uns wie zufällig berührt. Und dann haben wir uns geküsst. Und dann war es eben so, wie es war. Wie es immer ist: Man betritt fremdes Terrain. Eine fremde Wohnung, ein fremdes Bett, darin ein fremder Körper. Zwei Menschen, bisher bekleidet und zivilisiert, offenbaren sich in ihrer Nacktheit, ihrer Verletzlichkeit. Das ist, immer noch, nicht mehr und nicht weniger als ein Wunder. Die Selbstverständlichkeit, mit der mich X berührt und ich sie, gibt uns das Gefühl, wir würden uns wirklich kennen und wirklich wollen. In der sexuellen Begierde offenbart sich eine Art archaischer und – zumindest für mich – tiefromantischer Intimität, die exklusiver nicht sein kann. Ein Wunder, immer wieder und immer neu: Ich will dich, du willst mich, und es gibt nichts außer uns. Zumindest für einige Stunden.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Gegen dieses Wunder der gegenseitigen Offenbarung wird der Endorphinausstoß im Moment der körperlichen Befriedigung geradezu banal. Darum geht es hier nicht, nicht primär, wenn vom Sex die Rede ist.

Ungläubig liege ich mit X im Bett, bestaune ich diesen wie selbstverständlich nackten Körper neben mir. Die schreckliche Scham, sonst allgegenwärtig, verschwindet, beinahe. Ich will dich, du willst mich, und es gibt nichts außer uns. *Das ist der Moment, um den es beim Sex wirklich geht.* Wenn ich von der Unbehaustheit gesprochen habe, die ein Liebeskümmerling wie ich unentwegt empfindet: Im Jetzt der körperlichen Begegnung entsteht die Hoffnung auf Heimat. Angekommensein. Wortlosigkeit. Berührtsein, weit mehr als von der Hand oder vom Körper des Anderen. Das macht den Sex aber so heikel: Dieses Ankommen ist es, nach dem Tomas bei Kundera (und vermutlich auch ich, auch Sie) ständig strebt, dem er nachjagt wie ein Wahnsinniger, für den er alles aufs Spiel setzt, selbst die Liebe zu Teresa... Tomas, dieses Modell eines getriebenen Menschen, sucht den Sex nicht, weil er über einen gesteigerten Sexualtrieb verfügte – das Wesen dieses Erotomanen ist die ewige Suche nach Obdach. Was seine mitunter bis zur Blödheit reichende und höchst ungeschickte Neigung zu Affären übrigens überhaupt nicht verteidigen, aber zumindest erklären soll.

Zurück zu X, mit der ich im Bett gelegen habe (und X natürlich mit mir): Wir haben kaum geschlafen, nie schlägt das Herz aufgeregter als in einer solchen Nacht. Wir haben einander betrachtet und diese Verletzlichkeit zugelassen, diesen Zustand, in dem man sich nicht mehr verstecken kann hinter schönen Worten oder schönen Kleidern: Wir waren, wie wir waren. Und es fühlte sich so überwältigend wie richtig an. Der erste Sex als Überwältigung: Das ist der Moment, in dem wir eigentlich ganz und gar aneinander verloren sind. Vielleicht gibt es dieses Gefühl nur für den Bruchteil einer Sekunde, aber selbst bei einmaligen Begegnungen dieser Art ist er nicht wegzudenken, weil die körperliche Liebe eben nicht mechanisch und kalt ist, nie, mechanisch-kaltes Tindern hin oder her.

Beim Abschied, am nächsten Morgen oder am nächsten Mittag, sind da zwei gegenläufige Gefühle: Einerseits bin ich ein verliebter Hund mit Seelenkater. Das bleibt nie aus, das gehört dazu. Andererseits fühlt es sich so an, als würde ich X schon ewig kennen. Und wie das in solchen Geschichten eben ist: als würde ich mich in X wiedererkennen. Verlieben als narzisstischstes aller möglichen Hobbys – ganz von der Hand zu weisen ist das nicht. Jedenfalls stehe ich jetzt also wieder da wie blöd, wir schreiben uns, SMSen, Whatsapp, Mails, X und ich schmieden Pläne, und ich habe, Achtung, Phase eins, die Vorahnung: dieser Mensch wird mich wohl eine ganze Weile beschäftigen. Und schon im Keim dieser Begegnung, gerade einige Tage alt, steckt alles drin, was es zu lieben, zu fürchten, zu verlieren gibt: Was, wenn X die Dinge ganz anders sieht? Zumindest *ein wenig* anders? Wird X mir gar nach einigen Wochen eröffnen, dass es *nicht ganz reicht*, dass da *einfach etwas fehlt*? Oder umgekehrt und schlimmer noch, dass da etwas ZUVIEL ist – dass das ALLES zu viel ist... Haben X und ich nicht die Frage nach einem eventuell vorhandenen Y (bei ihr; bei mir) galant umschiffen, der aus reinster Liebe auf der Stelle schmutzigsten Kummer machen würde?

Klassisches Szenario:

Man hat sich getroffen, man hat sich schön gefunden, man hat sich verliebt, man hat die Vorahnung des Großen, des Einmaligen, des Kosmischen, das es nur jetzt und nie wieder geben wird. Und Angst hat man: dass man nicht nur verliebt, sondern bald

festgeliebt, losgeliebt, zerliebt, entliebt sein könnte. In so einer Nacht lohnt es sich immer, die wohnblocktrennende Mauer ohne jede Scham anzustarren: Will ich das wirklich? Mich in Grund und Boden lieben oder lieben lassen? Kann ich mich selbst vergessen zugunsten des Anderen?

Jenseits der Grübeleien könnte eigentlich alles schön sein. Dieser Satz sollte mich eigentlich beruhigen, er enthält das neutrale „es“, das existenzielle „sein“ und das geradezu sedierende „schön“ - in Kombination mit dem beflügelnden „alles“. Aber er bringt eben auch Unwägbarkeiten mit sich: Die jede Gewissheit vernichtende „könnte“-Konstruktion in Verbindung mit dem auf seine Art ebenso gnadenlos unverbindlichen „eigentlich“.

Wortklaubereien. Ich brauche ein Wörterbuch.

Drei Jahre vor seinem Tod veröffentlichte Roland Barthes die „Fragmente einer Sprache der Liebe“. Eine unerhörte Sammlung ohne Anfang und Ende, so schmerzlich wie persönlich, die sich durch das Dickicht der weltliterarischen Liebessequenzen schlägt, und so beschreibt Roland Barthes das, was kaum in Worte zu bringen ist: den Irrsinn des Verliebtseins, seinen Wahn und seiner Aussichtslosigkeit, seinen Egoismus und seine Hingabe, seine Lächerlichkeit und Ernsthaftigkeit, die bei überdosierter Anwendung zum Tod führen kann. Werther.

Barthes hat seine Überlegungen alphabetisch sortiert – es ist egal, an welcher Stelle man das Buch aufschlägt, in akuten Verliebtheitszuständen findet man zwar nirgendwo Halt, bei Barthes aber zumindest einen Anhaltspunkt. Ich wage das Experiment mal, was hat man in so einer Nacht am Fenster auch zu verlieren, ich schlage das Buch auf und lande bei: H, „Herz“ - übrigens in den „Fragmenten“ nur einige Seiten weit entfernt von „I“, „Ich liebe Dich“, aber so weit ist es noch nicht.

Herz also, kein schlechter Anfang. So lässt sich Ursachenforschung betreiben. Für Barthes steht das Herz für „alle Arten von Regungen und Begierden“ und für den „Gegenstand der Gabe“. Was der Andere mit dem Herzen tun wird, das man ihm schenken will, fragt sich Barthes, und legt damit den Finger in einer der vielen Liebes-Wunden: Sollte das Herz angesichts einer frischen Verliebtheit sich nicht darauf beschränken, etwas schneller zu schlagen, ansonsten ganz leicht sein und die Frage nach seiner Verwendung hintan stehen? Rund eine Seite widmet Roland Barthes der Bewegung des Herzens, er vergleicht es mit dem Geschlecht (weil es anschwillt und sich zusammenzieht), reflektiert über den schwachen Trost, der dem Menschlein bleibt, wenn seine großherzige Gabe an den geliebten Anderen zurückgewiesen, wenn die Annahme des Herzens verweigert wird und man wieder nur dem eigenen Klopfen in der Brust zuhören kann. Und dann ist da dieser eine Satz. „Allein dem Liebenden und dem Kind ist das Herz schwer.“ Ein melancholisches Streicheln der Seele, des Herzens, immerhin, ich bin nicht allein, stelle ich fest, schweren Herzens.

Barthes „Fragmente“ bieten genug Anstöße, um dem überbordenden Liebeswahn einen einigermaßen geordneten Rahmen zu geben: Man kann mit ihnen, den Fragmenten, versuchen, sie zu verstehen, die verwirrten Nächte am Fenster, in denen man vor Sehnsucht vergehen möchte. Der Zustand der Verliebtheit sei eine

„Episode“, schreibt Barthes, „ausgestattet mit einem Anfang (dem ersten Blick) und einem Ende (Selbstmord, Verlassen, Rückzug, Kloster, Reise, usw.)“. Ein umzäuntes Spielfeld des Möglichen. Der Trost darin: Es wird vergehen, du wirst nicht verrückt werden, du wirst nicht immer diesen Wahn erleben, irgendetwas wird geschehen. Das alles übrigens unter dem Schlagwort „Hingerissenheit“. Springen wir aus gegebenem Anlass kurz zu „N“ wie „Nacht“, um zu erfahren, dass selbst die hier kreierte Situation von Barthes schon vor Jahrzehnten durchdacht, die Düsternis der Nacht kurzzeitig erhellt wurde: „Nacht“, steht da, „jeder Zustand, der beim liebenden Subjekt die Metapher der (affektiven, intellektuellen, existentiellen) Dunkelheit weckt, gegen die es sich sträubt oder in der es sich beruhigt.“ Beruhigendes finde ich bei fast jedem Buchstaben der Barthes'schen Liebeskunde, die eine Kummerkunde ist, Melancholiker auch er, so die Gedanken unter „S“ wie „Schweifen“: dass das Mäandern von einem X zu einem Y zu einem Z ganz natürlich sei, wenn ich weder Erfüllung noch Freitod finde, dass ich geradezu dazu verdammt sei, auf lächerliche Weise eine vermeintlich absolute Liebe auf die andere folgen zu lassen. Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus. Oder: Lieber besser scheitern, schreibt ein anderer Franzose, der eigentlich Ire war, aber das heben wir uns noch eine Weile auf. Was sagt mir das in einer Nacht? Es ist nicht das erste Mal, es wird nicht das letzte Mal sein, man wird dich schon lieben, hab keine Angst. Im Übrigen dazu, Buchstabe „I“ wie „Induktion“: „Keine Liebe ist originell.“

Am Ende der Nacht und am Ende von Barthes bin ich beinahe beschwingt, weil ich vor lauter Lesen über die Liebessorgen des Anderen das eigene Liebessschmachten vergessen habe.

Was macht eigentlich Karenin? Er, der eigentlich eine Hundedame ist, mag es jedenfalls nicht, umzuziehen. Mag es überhaupt nicht, wenn sich Dinge verändern. Er dreht sich, nicht anders als wir Liebenden, im Kreis, ist aber damit, anders als wir, ganz und gar zufrieden. So lange seine Welt von keiner Unregelmäßigkeit erschüttert wird, ist alles in Ordnung. Nun aber muss er in die Schweiz, die Lage in der Tschechoslowakei spitzt sich zu, es ist die Zeit um 1968. In seinem Schweizer Exil fern von Prag fühlt sich Karenin unwohl. Es dauert, bis er seine Spaziergänge wieder einfordert, morgens aufs Bett springt und sich zu alter Freude aufschwingt. Schon kleinste Veränderungen sind dem Hund zuwider. Ein neues Möbelstück oder eine Pflanze am falschen Platz, das Tier reagiert missgelaunt. Karenin braucht gewisse Gewohnheiten oder gewohnte Gewissheiten, wie die Liebe eben. Beide, Hund und Liebe, tragen einen leicht zu erschütternden Kern in sich. Sei es durch äußere Einflüsse wie Umzüge, sei es durch ein falsches Wort zur falschen Zeit. Nichts ist leichter zu verunsichern als ein Hund oder die Liebe. Und weil das so ist, erkennt Teresa, eindeutig der Hingabe bis hin zum Selbstverlust zugeneigt, ausgerechnet in den Momenten größter Hoffnungslosigkeit, dass sie für Karenin durchhalten muss: Weil das Tier noch schwächer ist als sie selbst.

Belassen wir es an dieser Stelle dabei und danken dem Kummerhund für seinen kurzen und diesmal schon deutlich melancholischen Auftritt. Das ist er nun mal dem Wesen nach, der Hund.

Es ist also Nacht. Man steht am geöffneten Fenster, und ich sage „man“, weil die nun folgende Phase eine distanzierende Verallgemeinerung benötigt, man starrt über den

Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks. Man hat so viele Gedanken im Kopf, die Gedanken an Andere: Hat sich nicht letzte Woche die makellos schöne Beziehung von Freund A aus heiterem Himmel aufgelöst, obwohl schon von Kindern, Heirat, Haus die Rede war, gestört von einem plötzlich auftauchenden B? Und waren nicht C und D jahrelang gut befreundet, bis sie irgendwann aus der Freundschaft eine sogenannte „Freundschaft plus“ machten, die in einer der unglücklichsten Liebesbeziehungen mündete, von der die Menschheit je gehört hat?

Man selbst ist vor einigen Wochen diesem phänomenalen Menschen begegnet, der das Leben auf den Kopf stellt, man hat eine Nacht und einen Morgen zusammen verbracht, man hat sich geschrieben, man hat füreinander gekocht und, wenn es besonders emotional zugeht, miteinander getanzt. Dann wurde auch schon geweint und danach wieder gelacht, man hat in einem schwachen Moment einander schon peinliche Familienfotos von niederschmetternden Familienfesten gezeigt, aber jetzt geht es ans Eingemachte, das fühlt man, und deshalb steht man also wieder da und glotzt sich die Augen aus dem Kopf: Wo sind wir denn jetzt? Soll man das noch Kennenlernphase nennen? Ist das schon exklusiv, wenn doch alles inklusive ist? Oder löst sich der Zauber dieser Verbindung in der Sekunde auf, in der man sie mit dem Codewort „Beziehung“ belegt, ein Begriff, der klingt wie ein Fluch aus längst vergangener Zeit? Hat man sich möglicherweise schon zu weit vorgewagt, um einander zu sagen, dass man vielleicht nicht zusammen ist, aber auch ganz sicher nicht nicht zusammen? Wie auch immer, man befindet sich in der Fensterstehnacht auf jeden Fall schon in Phase zwei: Schock. Mein Gott, ist das alles kompliziert.

Nochmals ein kurzer Rückgriff auf Freund Barthes: Schon in einer Vorbemerkung stellt er fest, dass „der Diskurs der Liebe heute von extremer Einsamkeit“ sei. Kommt uns bekannt vor. Vom Zeitalter der Einsamkeit ist man, liebetechnisch gesehen, noch einen Schritt weitergegangen und eingetreten in die Epoche der Hundseinsamkeit. Wir ahnen nicht mehr nur, dass die Liebe ein kompliziertes und einsames Geschäft ist. Wir bekommen es täglich gesagt. Gerade die Phase des Schocks ist das fruchtbarste Feld für Zweifel aller Art. Man redet mit Freunden und mit Freunden von Freunden, man will die eigene Unsicherheit zerstreuen, man bekommt sie doppelt und dreifach zurück. Weil es bei allen anderen Liebenden auch doppelt und dreifach kompliziert ist. Geschichten von Halbbeziehungen und Affären, die mal was hätten werden können, Stories von Bindungsängstlichen und Klammeräffchen, Begriffsarbeiten am allmächtigen *Vielleicht...* Kein Zweifel, im Zweifel für den Zweifel. Was daran so einsam macht, ist das Fehlen des Irrsinns, ohne den es, man fühlt sich ja schon fast schon konservativ, die Liebe doch gar nicht geben kann. Wo alles erklärbar wird und alle Erklärungen verfügbar sind, wo immer optimiert werden soll, bleibt kein Platz für Liebeswahn. Das Paradigma der Coolness ist schwer zu durchbrechen.

Eine Studie der *Harvard Graduate School of Education* kam kürzlich zu dem Resultat, dass einerseits die sogenannte *hook-up-culture*, das Suchen und Finden von schnellem und unverbindlichem Sex, eine große Rolle spielt – andererseits aber die Fähigkeit, eine dauerhafte Beziehung zu führen, verkümmert und unterentwickelt sei.

2014 sprach der New Yorker Psychoanalytiker Neil Altman, immerhin seit einem Vierteljahrhundert mit Großstadtneurotikern aller Art beschäftigt, in einem Interview vom Desaster der ernsthaften Beziehungssuche: Er hatte New Yorkerinnen und New Yorker zu ihrem Datingverhalten befragt – und fand heraus, dass es nicht wenige in sechs Monaten auf fünfzig oder einhundert Dates mit verschiedenen Menschen bringen und nicht wenige sich bis zu fünf Mal pro Woche mit anderen, potentiellen Partnerinnen und Partnern verabreden würden. „Die Idee“, sagt Altman, „dass jeder seinen Partner aussuchen kann, hat dazu geführt, dass die Leute übertrieben perfektionistisch geworden sind. Niemand ist ganz richtig so, wie er ist. Also gehen die Leute ständig zu einer Art Vorsprechen und wollen sich von ihrer besten Seite zeigen. Das ist schrecklich für das Selbstwertgefühl der Menschen.“ Sagt Altman.

Ganz neue Beziehungsmodelle sind in den letzten Jahren entstanden, als müsse man die Liebe in Schach oder zumindest so unverbindlich halten, dass eine Flucht jederzeit möglich ist: Da sind, zum Beispiel, die „Mingle“-Existenzen: Finden zwei Mingles zueinander, ist die Sache klar – in all ihrer Unklarheit: als „Mixed Single“ ist sogar Verliebtsein erlaubt, ebenso wie Sex und das gemeinsame Frühstück im Bett. Sobald man sich aber *verhält*, als wäre man in einer Beziehung, wird es schwierig. Mingles setzen den eigenen Gefühlen und den Gefühlen des Anderen klare Grenzen, so verbindlich wie nötig, so unverbindlich wie möglich – um offen zu sein für das, was noch kommt.

Fast noch schlimmer sind *Ghosting*, *Benching* und *Cushioning*. Stiehlt man sich davon wie ein Dieb ohne ein einziges Wort, dann ist man ein *Ghoster*. Kompletter Kontaktabbruch ohne jede Erklärung, selbst dann, wenn man schon mehrere Monate was am Laufen hatte, wenn man Pläne geschmiedet und sich eine Zukunft ausgemalt hatte. *Benching* ist auf den ersten Blick das genaue Gegenteil davon: Man lässt den Anderen nicht fallen, im Gegenteil. Man hat ihn weiterhin am Haken, hält ihn aber auf Distanz, schiebt ihn so weit weg, dass er sich nicht ganz entzieht, einem aber auch keinesfalls zu nah auf die Pelle rückt. Die Begegnung wird künstlich im Larvenstadium gehalten, Exklusivität is' nicht.

Noch elaborierter, eine Beziehung *nicht* zu führen, ist das *Cushioning*. Neben der aktuellen Nummer eins in Sachen Liebe hat man immer ein Polster von zwei oder drei weiteren Kontakten, die man pflegt – für den Fall, dass das aktuelle Vorhaben scheitern oder zu langweilig oder zu komplex oder zu fordernd werden sollte. So kann sich keiner seiner Sache jemals sicher sein. Wenn was nicht passt, dann wird ersetzt.

So sehr ich mich hier die ganze Zeit empöre und als moralische Instanz aufpolstere, die gegen jede moderne Beziehungschirurgie immun zu sein scheint: Zumindest das „Cushioning“, dieser persönliche Einschub sei erlaubt, kommt mir bekannt vor. Und weil das so ist, scheint mir meine These angesichts dieser aktuellen Nahkampftechniken auf dem Schlachtfeld der Liebe nicht allzu steil zu sein, denn ich habe sie am eigenen Leib erfahren: Das alles hat mit unendlicher Angst zu tun. Wovor? Davor, eine Entscheidung zu treffen? Einsam zu sein? Nichts wert zu sein? Alleine zu schlafen und irgendwann alleine zu sterben?

Die Angst jedenfalls sorgt dafür, dass wir wirkliche Chancen nicht erkennen. Sie gar nicht erst entstehen lassen. Wir laufen fort.

Immer wieder habe ich die Unmöglichkeit geglückerter Beziehungen und meinen Kummer mit einer guten Freundin diskutiert. Wir haben uns von unseren und anderen komplizierten Geschichten erzählt, die den Verdacht erhärteten: Wir können es einfach nicht. Jedenfalls nicht so, wie wir gern würden. *Verwirrte Welpen, seien wir*, wir eigentlich erwachsenen Individuen, denen es dennoch nicht gelingt, über den Status des Dauerkummers hinauszugehen, sagte meine Freundin. *Wir sind alle verwirrte Welpen.*

Wenn wir schon dabei sind: Was macht eigentlich Karenin? Während Teresa sich oft wünscht, die Nacht möge endlos sein, erwacht Karenin jeden Morgen – und ist vollkommen beseelt vom Glück, auf der Welt zu sein. Er wird angeleint und darf mit zum Laden, in dem jeden Morgen eingekauft wird – und ebenfalls jeden Morgen bekommt Karenin dort ein Hörnchen, das er stolz nach Hause trägt und um das er spielerisch mit Tomas streitet, einige Minuten lang, bevor sich Karenin unter den Tisch verkriecht und beseelt sein Hörnchen frisst. Karenin braucht feste Rituale. Wie die Liebe, die sich so Tag für Tag ein Stück seiner selbst versichert, wenn es denn gut läuft.

Es ist also Nacht. Er steht am geöffneten Fenster, ich sage „Er“, weil ich diese Geschichte so erzählen muss, als wäre sie mir zugetragen worden und hätte mit mir nicht viel zu tun. Er schaut über den Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks und denkt: du verdammte Mauer. Glotz mich nicht so an. *Du* musst nicht kämpfen und lieben, *du* kannst einfach da stehen und ein dummes Gesicht machen.

Er findet sich lächerlich. Wegen dieses Gedankens und seiner ganzen Verlorenheit. Dieser Mensch ist im Kampf. In Phase drei. Die Sache wird ernst. Alarmstufe Rot. Mit der vermeintlichen Wundermenschin, die ihm vor einiger Zeit begegnet ist und ihn in langen Nächten sogar einige Bücher über die Liebe hat lesen lassen, stößt er an Grenzen. Was schleppt sie mit sich herum? Wartet sie auf etwas Besseres? Ist er das Bessere, aber trotzdem nicht gut genug? Hat es überhaupt einen Sinn, wenn die Dinge so kompliziert beginnen?

Wenn sie sich sehen, streiten sie sich. Wenn sie sich nicht sehen, vermissen sie sich. In manchen Momenten, sind sie wie ein altes Ehepaar, obwohl sie doch so weit davon entfernt sind. Verliebtsein als Dauerkrise. Weil er die Dinge beim Namen nennen, weil er etwas Definitives will. Eine Antwort. Aber die andere nur sagt: Du bist doch der mit der Angst, wenn du alles in Worte pressen willst. Er versteht die Welt nicht mehr: Wieso müssen wir kämpfen, wenn wir einander doch haben können? Es gibt nur ihn und X und eben kein Y, scheinbar alles gut, doch Y, das muss kein Mensch aus Fleisch und Blut sein, das sind auch all die Zweifel und Ängste und Unwägbarkeiten in zwei Beziehungsbiographien, die sich nicht so recht ineinander fügen und zu einer schlüssigen Geschichte vereinen lassen wollen. Eine Entscheidung muss her, das weiß er jetzt genau, während er über den Hof blickt, sternenklar die Nacht, und auf Regen braucht man nicht erst hoffen.

Und dann passiert etwas:

Er dreht sich um, er geht einige Schritte ins Zimmer hinein und schaut. Nicht auf den geliebten Menschen, es ist das geliebte Tier, das er anblickt. Der Hund in seinem Bett, und im Schlaf zucken seine Pfoten, er winselt mitunter leise im Traum. Er streicht ihm über den Kopf, er nennt seinen Namen, der Hund wacht auf und schaut ihn müde, aber vertraut und voll selbstverständlicher Liebe an: Was kann ich für dich tun? Was ist dein Problem? Welche Fragen hast du?

Er setzt sich neben das Hundebett und beginnt, eine Hand im Fell, ein Zwiegespräch mit dem müden Tier, wie so oft in den letzten Jahren. Dieser Hund, und nur dieser Hund, weiß von allem, was den Liebenden umtreibt. Der Hund kennt alle verflochtenen Lieben und Liebeleien beim Namen. Der Hund hat sich den ganzen Unfug angehört, mehr als ein Jahrzehnt lang und hat trotzdem nicht sein Köfferchen gepackt und den Herrn gewechselt, er ist im Laufe der nie endenden Kummerkunde selbst zu einem Exemplar aus der Gattung der Kummerhunde geworden. Was soll ich denn machen, fragt der Mensch jetzt seinen Hund, der solcherlei Fragen wahrscheinlich nicht mehr hören kann, was soll ich denn machen? X und ich kämpfen umeinander, aber ist das nicht alles sinnlos? Je mehr ich darüber rede, desto deutlicher erkenne ich das elende Muster: Je mehr ich um X kämpfe, desto weniger wird sie mich wollen. Aber sobald ich aufgegeben habe, endgültig und für immer, sobald ich das Feld räume, wird X nach mir verlangen. Ständig jagen wir einer Projektion hinterher, der die Wirklichkeit nicht gerecht werden kann.

Jedes Blinzeln seines Hundes ist Trost, jedes Gähnen Zuneigung, jedes Schnuppern Mitgefühl. Als der Hund am Ende des Monologs aufsteht, weil er sich strecken will, denkt der Mann: Was ich tun soll, darauf kannst du mir nicht antworten. Und doch ist dein Schweigen viel besser: Du liebst mich einfach immer und wortlos, und zwar so, wie ich bin.

Nun sind wir also in den Kitsch und die Beziehung zwischen Mensch und Hund abgedriftet, aber das führt uns auf die richtige Spur: Der Hund als Trost in turbulenten Liebeszeiten, als Konstante, als gleichmütige, schwermütige Ratgeberinstanz: man kann dem gar nicht genug Bedeutung beimessen. Wenn Melancholie, wie ich eingangs behauptete, die phlegmatische Spielkameradin der Leidenschaft ist, ist der Hund ihre zum Haustier gewordene Verkörperung.

Von hier ist es nur noch ein kleiner Schritt zum verkanntesten aller lebenden Liebesromantiker. Letzten Sommer sah ich in Paris eine Michel-Houellebecq-Ausstellung. Es ging um Sex, es ging um Ekel, es ging um Zuneigung und Abneigung und Hass, es ging um Melancholie und Sehnsucht und Angst. Wirklich berührend und über jeden Kitschverdacht erhaben aber war dieser eine Raum, den Houellebecq seinem verstorbenen Hund widmete, allein seinem Hund und niemandem sonst. Dieser Welsh Corgie namens Clément war in der Ausstellung mit unzähligen Fotos verewigt, seine Lieblingsspielzeuge waren in Vitrinen ausgestellt, sogar eine kleine Gedenktafel nebst Erinnerungsbild hatte Houellebecq anbringen lassen. Das war der Ausdruck bedingungsloser und warmherziger Liebe, egal, wie lächerlich man sie auch machen kann und finden mag, Liebe, die aus jeder einzelnen Erinnerung an den kurzbeinigen Haushund sprach. „Mit dem Hund“, schreibt Michel Houellebecq in „Die Möglichkeit einer Insel“, „huldigen wir der Liebe und ihrer Möglichkeit.“ Als „Liebesmaschine“ bezeichnet er den Hund – weil ihm ein Mensch

vorgesetzt wird „mit dem Auftrag, ihn zu lieben“. Und der Hund liebt und nichts als das, vollkommen egal, wie brutal, moralisch verkommen, zerrissen, wahnsinnig, ängstlich, kaputt oder blöd dieser Mensch sein mag. Und die meisten Menschen lieben zurück. Houellebecq schreibt in diesem Zusammenhang von einer „Liebesmaschine mit Umkehreffekt“ – um resigniert zu resümieren, dass sich dieser Effekt „allerdings auf Hunde beschränkte und nie auf andere Menschen übertrug.“ Das bedingungslose Lieben ist es, das uns der Hund lehrt und immer lehren wird – egal, welche Schlüsse wir daraus ziehen oder nicht ziehen.

Angesichts der Houellebecq'schen Hundekummerkunde ist nun der richtige Zeitpunkt gekommen, um zum letzten Mal die Frage zu stellen, was Karenin eigentlich macht. Ich habe es schon eingangs erwähnt: Es geht nicht gut aus mit ihm. Milan Kundera lässt, wie schon im Wissen um das, was Houellebecq später „Liebesmaschine“ nennen würde, den Hund in „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ zum Ansprechpartner werden, zum verbindenden Glied zwischen Tomas und Teresa, auch in Zeiten, in denen sie ansonsten nichts mehr zu verbinden scheint. Karenin ist die ganze Zeit über da, sieht alles, weiß alles, fühlt alles.

Es bleibt dabei, ich kann viele Todesfälle der Weltliteratur relativ ungerührt lesen, aber diese eine Stelle bei Kundera bringt mich immer zum Weinen... Karenin bekommt irgendwann Krebs. Und als auch eine Operation nichts hilft, bleibt nur noch ein Lächeln Karenins, und Teresa fragt sich, wer die Sonnenuhr ihrer Tage sein wird, wenn Karenin nicht mehr da ist. Kurz vor seinem Tod stehen Tomas und Teresa, zerstritten und verloren in ihrer aussichtslosen Liebe, vor Karenins Schlafstätte und betrachten ihn ohnmächtig. Gemeinsam, aber nicht zusammen. „Beide waren sie allein“, schreibt Kundera. „Teresa mit ihrem Hund. Tomas mit seinem Hund.“ Mit dem Ableben des Hundes kommt die Erkenntnis, dass die menschliche Liebe in diesem Fall schon längst gestorben war.

Eine bessere Gelegenheit gibt es gar nicht, um das unendliche Feld der hündischen Trauer zu verlassen und sie durch Zorn zu ersetzen. Phase vier, kurz und gut: Wut.

Es ist also Nacht. Wir stehen am geöffneten Fenster und schauen über den Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks. Die können wir zwar nicht sehen, es ist schließlich dunkel, aber wir stellen sie uns vor. Grau, verwittert, an sich nicht der Rede wert, aber doch ein konstanter Starrpunkt, den es in bestimmten Zeiten braucht. Es ist jetzt einige Monate her, da hat ein Mensch unser Leben auf den Kopf gestellt. Und jetzt erwischen wir uns dabei, wie wir ihn genau dafür hassen. Oder zu hassen meinen. Wenn du mich nicht ganz willst, dann verschwinde, dann will ich dich auch nicht mehr. Ein heftiges Gewitter müsste jetzt her in dieser Nacht, ein plötzlicher Telefonanruf des Anderen, in dem er uns entweder seiner absoluten Liebe oder seines absoluten Rückzugs versichert, aber so einfach ist das nicht. Was zu der Frage führt, ob es das jemals war: Einfach. Vermutlich nicht. Heute sind Bindungsängste nur kommunizierbarer, auch, weil sich unser Vokabular erweitert hat, um die Aussichtslosigkeit der Liebe zu beschreiben. Unser Instrumentarium, mit dem wir an unserem Kummer und aneinander operieren, scheint sich verfeinert zu haben...

Ich muss in verliebten Nächten, während ich rauchend auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks schaue, noch immer an Milan Kundera denken, der wiederum am Anfang der „Unerträglichen Leichtigkeit“ an Tomas denkt, der auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks schaut und an Teresa denkt. Was diesen Roman so faszinierend und universell macht, historische Kontexte und gesellschaftliche Veränderungen hin oder her, ist seine hoffnungslose Romantik und sein geradezu brutaler Realismus – das schließt einander nicht aus. Immer wieder läuft alles zu auf diese Anfangsfrage, die uns in Liebesdingen mehr beschäftigt denn je: Ist es Hysterie oder ist es Liebe? Spinne ich oder ist es Liebe? Ist es besser, mit dem Anderen zu leben, so unmöglich es auch scheinen mag, oder bleibe ich doch lieber allein? Letzteres wohl nicht, sagen wir, sage ich, sagt sich Tomas, und dann beruhigt er sich damit, dass es doch unmöglich ist, eine richtige Entscheidung zu treffen, weil die Möglichkeit zum Vergleichen fehlt. „Man erlebt“, schreibt Kundera, alles unmittelbar, zum ersten Mal und ohne Vorbereitung. Wie ein Schauspieler, der auf die Bühne kommt, ohne vorher je geprobt zu haben. Was aber kann das Leben wert sein, wenn die erste Probe für das Leben schon das Leben selber ist?“

Die Konsequenzen, die Tomas aus seinem Fensterstehmonolog zieht, sind für den Roman sehr fruchtbar, für das Paar allerdings furchtbar. Anstatt das Spiel der gegenseitigen Quälereien zu beenden, verstricken sie sich weiter ineinander, betrügen sich, der eine mehr, die andere weniger, fügen sich Schäden zu, die es nur noch schwerer machen, voneinander zu lassen.

Muss es sein? Diese beethovensche Frage zieht sich durch das Buch, und immer wieder bleibt, allen Widrigkeiten zum Trotz, nur die Erkenntnis: Es muss sein. Es muss sein. Es muss sein, sagen wir uns, strecken der dummen Mauer die Zunge heraus, schließen das Fenster und gehen schlafen.

Bleibt also das Leben danach. Phase fünf, gewissermaßen, wenn wir auch zum Schluss die Trennungsphasenlogik beibehalten. Der Kreis schließt sich: Angenommen, wir haben es wirklich geschafft, die komplizierte Sache mit dem Anderen auf gute oder schlechte oder Weise zu lösen. Angenommen, es ist uns gelungen, die alten Verstrickungen hinter uns zu lassen. Angenommen, wir haben in dem frischen Leben danach wieder so eine Begegnung mit einem neuen X gehabt, dem neuen, dem anderen Anderen, der uns vollkommen überrascht hat: Sollten wir wirklich verzweifelt sein? Sollten wir es wirklich deshalb sein lassen? Muss es sein? Es muss sein, knurrt der Hund leise auf seinem Bett und schüttelt den Kopf.

Und jetzt ist tatsächlich der richtige Zeitpunkt, um auf den knurrigen Pariser Iren zu kommen, von dem schon die Rede war: Samuel Beckett. Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better. Ständig versucht. Ständig gescheitert. Egal. Nochmal. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern. Spätwerk. Worstward Ho. Aufs Schlimmste zu.

Mit diesen Worten im Ohr kann nichts Schlimmes mehr passieren. Zum allerletzten Mal:

Es ist Nacht. Sie stehen am geöffneten Fenster, wundern Sie sich nicht, die direkte Ansprache muss man sich fürs Ende aufheben. Sie entdecken, während Sie den

Blick schweifen lassen, zufällig diese Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks. Ach, denken Sie, hübsch ist sie zwar nicht, aber heute Nacht finde ich alles schön. Sie haben sich verliebt und sind noch weit entfernt von allen kommenden Kummerphasen. Durchflutet von der vermeintlich kosmischen Begegnung. Denken Sie jetzt einfach mal nicht darüber nach, wie zwecklos sich Ihr Leben auf den Kopf stellen wird. Schauen Sie in die Nacht, hoffen Sie, dass es nicht regnet. Geben Sie sich der Sehnsucht hin und der über jeden Zweifel erhabenen unerträglichen Leichtigkeit, sie darf ruhig bittersüß sein, denn ausgerechnet der wirklich nicht immer lebensbejahende Philosoph Emil Cioran wusste schon: „In einer Welt ohne Melancholie würden die Nachtigallen anfangen zu rülpsen.“

Vielleicht werden Ihnen beim Einschlafen optimistische Gedanken kommen: dass diesmal alles anders wird. Dass diesmal die Kummerkunde im Regal bleibt wie ein viel zu oft gelesenes Buch, soll sie doch verstauben. Dass uns diesmal auch die Kummerhunde im Kopf in Ruhe lassen und weiterschlafen. Für eine Weile zumindest. Denn eines Nachts wachen sie ja doch wieder auf.